



Katarina Zdjelar  
*My Lifetime (Malaika)*, 2011

## Katarina Zdjelar

### *Towards a Further Word*

8. Februar bis  
 27. April 2014  
 Bielefelder  
 Kunstverein

Text: Katrin Mundt  
 Bielefeld. „Misheard lyrics“ sind eine äußerst befremdliche sprachliche Fehlleistung. Der Hit, den wir als Teenager inbrünstig mitsangen, ohne dass wir seine tatsächliche Bedeutung verstanden hätten, trifft uns Jahre später beim Wiederhören mit einer Mischung aus Scham und Erleuchtung. Auch wenn unsere Kompetenz im Nachahmen unverständlicher Lautfolgen oft beachtlich war, so erzeugt ihre semantische Entkopplung vom Original eine umso merkwürdigere Verzerrung. Eine Verzerrung, in der rückblickend unsere eigene Stimme hörbar wird, der Reim, den wir uns auf das Gehörte gemacht haben. Wohl auch deshalb ist nichts so schwer wieder loszuwerden wie diese falsch gehörten Worte, die sich als bloße Laute tief in unser Körpergedächtnis, bis in unsere Artikulationsorgane hinein, eingepägt haben. In Katarina

Zdjelars Video *Shoum* (2009) hören und sehen wir zwei serbischen Männern dabei zu, wie sie, des Englischen nicht mächtig, den Tears-for-Fears-Hit *Shout* in ihr eigenes Idiom übersetzen: Liedzeile für Liedzeile wird angehört, mitgesungen, noch einmal abgespielt und Silbe für Silbe in eine eigene improvisierte Lautschrift übertragen. Hier geht es nicht darum, sprachliches Unvermögen und popkulturelle Wissenslücken auszustellen, sondern einen Prozess der Übersetzung als Aneignung zu dokumentieren. Wir wohnen der Produktion von Eigensinn bei. Ähnlich wie in *One or Two Songs, on Someone or Something in Particular* (2007), wo sich eine junge Frau mit E-Gitarre an ihre eigene Stimme, an die mögliche Form eines Lieds heranprovisiert.

Zdjelars erste institutionelle Einzelausstellung in Deutschland versammelt Arbeiten aus den letzten

sechs Jahren, die sich mit genauem Blick für Akteure und Situationen der Instrumentalität der Stimme und der Musikalität von Gesten nähern. Durchgängiger Bezugspunkt ihrer Videos und grafischen Arbeiten, aber auch der hier nicht vertretenen Texte und Performances, sind Stimme und Sprache als Mittler zwischen Selbstaussdruck und Disziplinierung. Zdjelars wohl bekannteste Arbeit *The Perfect Sound* (2009) ist in der Ausstellung ihr neuestes Video *Stimme* (2013) an die Seite gestellt. Beide nähern sich der Stimme als unverwechselbarer Äußerung des/der Einzelnen, die mit dem Eintritt in die symbolische Ordnung der Sprache den Übergang in die politische Gemeinschaft vollzieht. In *The Perfect Sound* beleuchtet Zdjelar diesen Zusammenhang in der Arbeit eines britischen Logopäden mit seinem Schüler, einem jungen Migranten. In einem Land, in dem bis heute Klassengrenzen vor allem auch sprachlich markiert sind, verspricht die Neutralisierung der Aussprache auch eine Verbesserung der gesellschaftlichen Performance. So folgt auf jeden Laut, den der Lehrer formt, die Stimme des Schülers wie sein unvollkommenes Echo. Jede Wiederholung produziert nur eine weitere Abweichung, bringt immer mehr als eine Stimme hervor. Die motorische Anstrengung, die die konzentrierte Lautbildung erfordert, steht dabei beiden Sprechern ins Gesicht geschrieben. Mit der phonetischen Korrektur geht notwendig auch die Reformierung des Körpers einher, der sie produziert.

Auch in *Stimme* scheint erst aus dem „Rückfall“ der Sprache in den monotonen Singsang des rein Stimmlichen eine neue sprachliche Form zu entstehen. Eine Sprachtrainerin und ihre junge Klientin werden zunächst durch einen einfachen Kunstgriff entkörperlicht: In Schwarz gekleidet und vor schwarzem Hintergrund inszeniert, wird ihre Interaktion auf Gesicht und Hände reduziert. Fast scheint es, als erhielte der Körper der Klientin erst durch die Hände, die ihn abtasten, abklopfen, lockern, während sich der Atem zu Klängen formt, Kontur und Tiefe. Auch hier geht es um die Optimierung der Stimme als

Instrument, wie die Trainerin wiederholt ermahnt, während ihre Klientin laut von 1 bis 20 zählt: „Du bist jetzt noch nicht ganz in deiner Sprechstimmlage.“ Dass die Sprechstimme nicht da ist, wo das Sprechen sich ereignet, ist nur dann kein Paradox, wenn es um die Erzeugung einer bestimmten, sozial kodierten Stimme geht. Berühmt ist das Beispiel Margaret Thatchers, die sich eine tiefere Sprechstimme antrainierte, um ihre Autorität als Politikerin zu erhöhen. Und auch heute setzt weibliche Karriereplanung nicht selten an der Ausbildung bzw. Eliminierung der eigenen Stimme an. Wem, so fragt Zdjelar, gehört dann die „eigene“ Stimme? Und sind wir „in“ der Stimme nicht immer gleichzeitig außer uns?

Die Schau im Bielefelder Kunstverein setzt bewusst auch auf den Raum als Klangkörper, in dem die unterschiedlichen Stimmen und Musiken der Werke resonieren. Was man in anderen Kontexten als störend empfinden könnte, nimmt hier die Verkörperung und Verräumlichung von Klängen als unmittelbar physische Erfahrung in den Ausstellungsparcours mit auf. *My Lifetime (Malaika)* (2011) ist eine der Arbeiten, deren eigentümlich schleppender, dissonanter Soundtrack auch in die angrenzenden Räume ausstrahlt. Das Video entstand in Ghanas Hauptstadt Accra und dokumentiert die MusikerInnen des Nationalorchesters bei den Proben von *Malaika*, einem der populärsten afrikanischen Lieder, das seit seiner ersten Aufnahme in den 1960er-Jahren immer wieder von prominenten InterpretInnen gecovered wurde. Das Orchester, nach der Dekolonisierung als Zeichen eines neuen nationalstaatlichen Selbstbewusstseins vom ersten Präsidenten Kwame Nkrumah gegründet, bekräftigt bis heute dieses Bekenntnis zu nicht-traditionellen Formen der Kunstproduktion und -rezeption als Ausdruck eines modernen politischen Subjekts. Die materielle Ermüdung der klassischen Instrumente und physische Erschöpfung der Musiker, die oft nur nach ihrer regulären Arbeit proben können, deuten hingegen an, dass auch der „gute Geist“ (so die Bedeutung von *Malaika* auf Swahili) dieser Utopie sich zu ver-

flüchtigen droht. Zdjelars ruhige Großaufnahmen von Gesichtern und Gesten scheinen das Orchester im Schwebestand zwischen Träumen und Wachen festzuhalten, in den nur gelegentlich und wie aus der Ferne die Außenwelt dringt.

Ebenfalls auf das zeitgenössische Ghana beziehen sich zwei großformatige grafische Arbeiten aus der Serie *Change of Name* (2013), die zwischen Sprechakt und Dokument angesiedelt sind. Im Stil einer Zeitungsanzeige schwarz auf weiß fixiert ist hier z.B. die Erklärung eines gewissen Thomas Boateng, er trage ab sofort den Namen Michael Ackerson. Die Europäisierung afrikanischer Namen, die noch unter der niederländischen Kolonialherrschaft eingeführt wurde, um die Verwaltung der afrikanischen Bevölkerung zu vereinfachen, lebt heute in diesen selbstbestimmten Akten der Umbenennung nach, in denen sich vor allem ein individueller Anspruch auf soziale Geltung formuliert. Der Name als stabiler Indikator von Herkunft und Zugehörigkeit wird uminterpretiert zu einem veränderlichen Marker für ebenso fluide Identitäten. Auch wenn hier die Subjekte der Äußerung unsichtbar bleiben, rückt das schriftliche Dokument ihres Sprechakts, der zugleich einen Rechtsakt begründet, das politische Gewicht der Stimme in den Blick: die Stimme, die niemals die eigene ist, weil sie immer schon Teil hat am Politischen.